

Wulf Emmo Ankel

Gemeinsame Zeiten

(Ms) Mit der Umstrukturierung der Universität in den vergangenen Jahren rückten neue Organisationsaufgaben – wie Einheitsverwaltung, Konvent und Fachbereiche – in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. So wichtig diese Institutionen auch für die Überwindung der Universitätskrise gewesen sind, so wenig garantieren sie allein eine neue Blüte von Wissenschaft und Forschung. Unter den neuen Strukturen werden an einem Ort gute, an anderen weniger gute Ergebnisse erzielt und manchmal erscheinen heute Leistungen nicht mehr möglich, die früher in weit schlechteren Umständen vollbracht wurden. Wissenschaft ist nicht nur von materiellen Voraussetzungen und ihrer Organisation abhängig, sondern sie bleibt ebenso sehr an menschliche Individualität gebunden. Der in diesem Heft veröffentlichte Rückblick auf das wissenschaftliche Leben von Frau Prof. Dr. phil., litt. d. h. c. Margarete Bieber sowie die Erinnerungen eines Weggenossen von Prof. Dr. Dietrich von Denffer in 22 Jahren sind Beispiele dafür.

Am 8. Februar 1974 vollendete Prof. Dr. von Denffer 60 Lebensjahre. Aus diesem Anlaß hatte der Fachbereich Biologie der Justus Liebig-Universität zu einem Kolloquium eingeladen. Den Fachvortrag hielt Prof. Dr. M. Bopp, Heidelberg, zu dem Thema »Neuere Vorstellungen über Wirkungsweisen von Phytohormonen«. Nach Glückwünschen des Dekans und der Mitarbeiter am Botanischen Institut und am Botanischen Garten hielt Prof. emeritus Dr. phil. nat., Dr. phil. h. c. W. E. Ankel unter dem Titel »Gemeinsame Zeiten« die folgende Ansprache:

Lieber Herr von Denffer!

Ich sehe die Szene noch vor mir, 1952, im September, im Hause Bismarckstraße 16, als ich, soeben nach Gießen berufen, meinen Antrittsbesuch bei Ihnen machte. Ich hatte nur die Treppe hinunterzugehen – das Botanische Institut war im I., das Zoologische Institut im II. Stock eines alten Gießener Bürgerhauses untergebracht, das die Bomben im Dezember 1944 zwar stehen gelassen, aber weidlich durchgerüttelt hatten. An der schmutzig grün-grauen Wand mit ihren Rissen hing in Ihrem Zimmer ein Kasten mit tropischen Schmetterlingen. Darunter stand ein beleuchtetes Aquarium und vor dem strahlenden Grün seiner Pflanzen spielten rote Fische. Und Bilder hingen da, klassische Pflanzendarstellungen; an ein Cyripedium meine ich mich zu erinnern.

Das waren die Auslöser für gegenseitige Geständnisse: Sie sagten mir, Sie seien als Göttinger Student, beeindruckt von der Persönlichkeit des Zoologieprofessors, um ein Haar Zoologe geworden. Und ich berichtete, ich hätte durchaus den Weg zur Botanik einschlagen können, hätte der Frankfurter Ordinarius für Zoologie mit seiner Strahlkraft seinen botanischen Kollegen nicht so in den Schatten gedrückt.

Die Gefahr, die beiden Fachvertreter könnten, am Beginn eines Neuaufbaus der Biologie in Gießen, diese als engstirnige Revierverteidiger oder gar als Grabenzieher zerstückeln, war nicht gegeben. Wenn das so ist, so mag das vertraute Bild ruhig bleiben, daß die Adepten der beiden Fächer sich gerne Schmähworte zurufen oder miteinander häkeln. Die weltwichtige Aufgabe der Fachvertreter der Biologie an einer Universität, unser Wissensgut vom Lebendigen als ein Ganzes den nachkommenden Generationen in gültiger Form weiterzureichen, bleibt davon gewiß unberührt. Es gab, auch gerade in dieser Stunde der ersten Begegnung zwischen uns, kein Zweifel, daß wir beide dafür dazusein hätten, uns dieser Aufgabe mit der letzten uns möglichen Verantwortung zu stellen.

Wie aber sahen die Möglichkeiten aus, solcher Forderung zu entsprechen?

In einem Zimmer gegenüber saß Ihr Vorgänger im Amt, *Ernst Küster*. Da war nicht viel mehr Platz als für einen Schreibtisch. Über dem Schreibtisch hing als einziger Schmuck des Raumes die vergrößerte Wiedergabe eines alt-hellenischen Vasenbildes. Man kann dieses Bild ruhig als symbolhaft erklären für die Art, mit der Küster in seinen Jahren die Botanik vertreten hat. Dieses Bild hatte für ihn den gleichen Bildungswert, wie das pflanzlich-tierische Gemeinschaftsprodukt einer differenziert geformten Galle, die vor ihm lag. Als Zeugen der Wirkkraft des Lebendigen stellen beide Gegenstände die gleichen Fragen.

Als damals ein Gießener Professor Ernst Küster in seinem Emerituszimmer zum ersten Male besuchte, meinte er nicht allzu taktvoll: »Nun, Herr Kollege, das ist jetzt Ihr Reich!« Worauf Küster, mit unverminderter Reaktionsschnelligkeit und Reaktionsschärfe, antwortete: »Mein Reich? Mein Arm!«

Arm! Wie waren wir arm damals, als wir hier anfangen!

Unsere Institute waren abgebrannt, noch nicht einmal die Trümmer waren beseitigt. Wir hätten den ersten Vertreter der Botanik hier in Gießen, den großen *Alexander Braun*, zitieren können, der 1851, als *Liebig* ihn nach Gießen geholt hatte, sich beklagte: »Gewächshäuser am Einfallen, kein passendes Auditorium, kein Arbeitslokal, keine Sammlungen«. Soll man sich wundern, daß er nach sieben Monaten dem Ruf nach Berlin gefolgt ist?

Aber nach ihm hatte *Hermann Hoffmann* 38 Jahre, hatte *Adolf Hansen* 29 Jahre, Ernst Küster 31 Jahre für die Botanik in Gießen gelebt und gearbeitet, jeder von den dreien eine Persönlichkeit von ungewöhnlichem Format, von markanter Prägung.

Was diese drei an Zeugen ihrer Leistung in rund hundert Jahren hinterlassen hatten, war mit einem Schlage weggewischt. Uns fehlten, materiell gesehen, viel radikaler noch als Alexander Braun — ich zitiere ihn noch einmal: »die alleräußersten Bedingungen ordentlichen Wirkens«.



Abb. 1. Das alte Botanische Institut am Brandplatz

Ich habe das alte Botanische Institut am Brandplatz noch selbst erlebt, seine »Aura« noch selbst erfahren, als junger Assistent, der ich damals, 1926, war. Heute noch sind mir meine Empfindungen von damals gegenwärtig. Sieht man von der physiologisch registrierbaren Aura einmal ab — das alte Botanische Institut roch anders als das alte Zoologische Institut — so gab es auch eine irrealere Aura, die von den sorgfältig bewahrten Zeugen früherer Bemühungen in Forschung und Lehre ausging. Es war das Erlebnis einer gewissen Bedrückung, mit so viel Gewesenem zusammen eingesperrt sein zu müssen.

Eine gewaltsame Befreiung aus diesen traditionsgetränkten Räumen hätte gewiß niemand wünschen mögen. Nun sie geschehen war, brachte sie Erleichterung und Herausforderung zugleich.

Herausforderung: Denn Tradition ist nur soviel wert, als sie zur Bewältigung der Gegenwart beitragen kann. Das gilt für das, was die, die vor uns gelebt haben, an neuen Einsichten beibringen konnten, das meint auch den Respekt vor ihrer geistigen und moralischen Existenz, vor ihren Lebensleistungen, die man nicht einfach magazinieren darf, sondern die man neu absorbieren muß, sollen sie für unser Wissensgefüge lebendig bleiben.

Das war ja nicht die einzige Herausforderung, vor der wir damals standen und gewiß nicht die letzte. Für die Herausforderung aber, vor der wir heute, zweiundzwanzig Jahre später, stehen, gibt es Symbole.

Wer hat schon einmal daran gedacht, das Botanische Institut, das Herr v. Denffer gebaut hat, mit dem neuen Chemischen Institut zu vergleichen, das

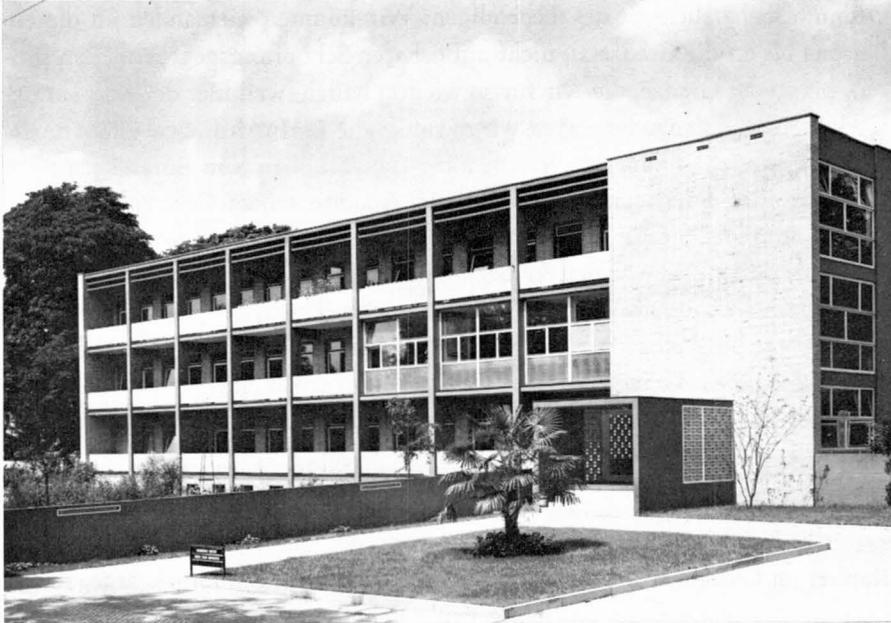


Abb. 2. Was wir gewollt haben – Neubau des Botanischen Instituts aus dem Jahre 1961

jetzt seinen Turm-zu-Babel-Schatten über Gärten und Wohnungen wirft und für das sehr kennzeichnend ist, daß man keinen einzelnen Bauherrn mehr nennen oder gar verantwortlich machen kann? Beide sind nominatim Institute einer Universität, das heißt einer Einrichtung, für die man, wenigstens früher einmal, den Anspruch aufgestellt hat, sie sei nicht nur dafür da, unser Wissen von der Welt zu vermehren, sondern auch dafür, bewußte Verantwortungsträger für dieses Wissen in die Welt zu entlassen. Heute schreckt mich das Bild, beide Gebäude könnten Atombombenfutter werden, wenn die Gigantomanie so weiter macht.

Das Entscheidende ist, daß einem eine solche Vorstellung nie kommen würde, dächte man an das Botanische Institut für sich allein, sondern nur, wenn man die beiden Institute miteinander vergleicht. Dann werden sie nämlich zu Zeugnissen für die Kluft zwischen dem, was wir gewollt haben und dem, wohin wir geraten sind.

Immerhin: Die Realisation dessen, was wir am Beginn, damals 1952, gewollt haben, was als Ziel vor uns stand, sie ist gelungen. Ich darf mir, hier und heute, das Bekenntnis erlauben, daß mir, dem Zoologen, jedesmal das Herz aufgeht, wenn ich das Botanische Institut, wenn ich den Botanischen Garten besuche.

Im Garten stehen noch die Bäume, die schon Alexander Braun gesehen hat, und an den Gewächsen im Garten wiederholen sich, Jahr für Jahr, die Blattstellungen der *Schimper-Braunschen* Reihe mit der Ordnungskraft und der

Ordnungsbeharrlichkeit des Lebendigen. Wir könnten niemanden an diesem Beispiel bis an die Grenze zu nicht auflösbaren Schöpfungsgegebenheiten führen, bis zu der Grenze, die wir für so wichtig halten, weil hier der Respekt geweckt werden kann, oder, sagen wir es ruhig, die Ehrfurcht, wir wüßten nichts von einem solchen Wunder, hätten nicht Generationen von Botanikern allen nur möglichen Scharfsinn der nüchternen Analyse seinen Gesetzmäßigkeiten zugewandt. Und Sie, Herr v. Denffer, könnten von der bestürzenden Fülle des welterobernden Könnens der Pflanze nichts lehrend berichten, hätten Sie nicht im Inneren Ihres Instituts eine Synthese aller gesicherten Analysen geschaffen, eine Re-Kristallisation der geistigen Leistungen aller, nicht nur der örtlichen Vorgänger. Diese Synthese steht als Ganzes für mich in ästhetisch bewältigter Klarheit vor der unbewältigten Gefühltheit meines Erinnerungsbildes vom alten Institut.

Ich meine die von Ihnen geschaffene Schausammlung, ich meine Ihre Tafelsammlung, ich meine den Stammbaum dort an der Wand, ich meine Ihre Kapitel im Lehrbuch *Strasburger*. Und wenn ich noch Bibliothek sage, so gehört die des Instituts als umsichtig neu geschaffenes Informationsinstrument



Abb. 3. Wohin wir geraten sind – Neubau der Chemie, 1974

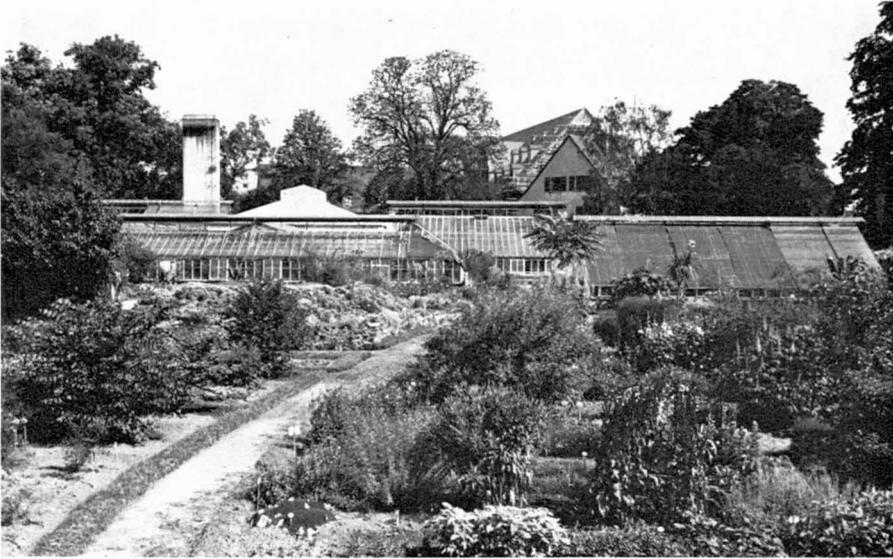


Abb. 4. Der Botanische Garten

gewiß auch dazu. Ich halte aber Ihre Privatbibliothek, für das Bild, das ich von Ihnen habe, für wichtiger. Nicht, daß ich in der herumspioniert hätte — eines solchen Einbruchs hätte es gar nicht bedurft: Aus jedem Dialog mit Ihnen, aus jeder ihrer Reden und Publikationen, aus jeder ihrer Vorlesungen wird deutlich, Sie hätten unser forschendes Bemühen um ein Verstehen des Lebendigen mit den Mitteln der Kausalforschung und dem Eichmaß des Wahrheitskriteriums nur für eine erste Stufe gehalten auf dem Wege zu einem Begreifen der Welt, das heißt zu ihrer geistigen Bewältigung. Das ist Ihre und, als Weggenosse in 22 Jahren darf ich es sagen, das ist unsere Auffassung von dem, was einem Professor der Biologie als Gegenleistung für sein In-der-Welt-sein-Dürfen aufgegeben ist.

Einer solchen Herausforderung mit der letzten uns möglichen Hingabe und Verantwortung zu entsprechen — das vermag keiner allein. Das Geistige in der Welt ist ja nicht ein für sich über Wasser, Wäldern und Werken Schwebendes, sondern es ist, größtes Wunder des Lebendigen, an menschliche Individualitäten gebunden. So wird das Geistige nur lebendig und fruchtbar im Dialog der Geistesträger untereinander, für den einzelnen durch seinen Dialog mit den anderen, von denen er merkt, sie hätten ihm etwas zu sagen.

Die Gläubigen und die Zweifler, die Besessenen und die Nüchternen, die Eschatologen und die Optimisten, die Resignierten und die Unentwegbaren — wir brauchen sie dazu alle! Und immer noch ist das Buch das einzig menschenwürdige Medium, weil es dem einzelnen etwas für seine geistig-seelische Existenz Entscheidendes erlaubt: Das ihm Adäquate zu finden und sich nicht



Abb. 5. Im Botanischen Institut

wehren zu müssen gegen das, was andere, mit hintergründigen Zielen, ihm beizubringen versuchen.

Insofern bin ich dankbar für diese Stunde, weil sie mir erlaubt, als ein Erinnerungsträger zu Ihnen zu sprechen — nur für die engsten Schüler von Herrn v. Denffer mag das überflüssig sein. Und für die von ihm und seiner Frau betreuten Studienstifter, die sich in Denffer'schen Möbeln, vor Denffer'schen Büchern, versammelt haben. Und die dann dort, von einer zu dieser Gemeinschaft sprechenden Quäkerin etwa, lernen konnten, daß es Dinge gibt, die man nicht lernen kann.

Präsentierte Erinnerung tut not: Denn die Rotationspressen laufen ja, wie alle unsere technischen Geräte, immer schneller und überschmieren heute, was sie gestern mitgeteilt haben, das Wichtige ebenso gründlich wie das Ephemere.

Wer erinnert sich daran, daß Herr v. Denffer 1954, zwei Jahre nach unserem Neubeginn, »Über die stillen Bezirke des Gelehrten« gesprochen hat, oder wer kennt diese Ansprache überhaupt? Sie geschah anlässlich der Enthüllung des Ernst Küster-Gedenksteins und ist für mich ein Beispiel, nach Gehalt und Form, für eine Sinnggebung der Tradition zum Humanen hin. Und — wer erinnert sich daran, daß derselbe Mann, ein Jahr später, 1955, am »Weltkongreß für angewandte Sonnenenergie« in Arizona teilgenommen hat? Das Wort »Umwelt« kommt in seinem Bericht darüber, in den Gießener Hochschulblättern, nicht vor, das buchstäblich letzte Wort aber ist »Weltfrieden«. Und über die »Grenzen des Wachstums« wird damals bereits sachliches Material mitgeteilt, wie es dann *Dennis Meadow* zur Begründung des Alarmrufs des »Club of Rome« mit vorbildlicher Verantwortung synthetisiert und interpretiert hat. Zur Denffer'schen Hauptvorlesung gehörte sein Alarmruf spätestens seit Ari-

zona und wer ihn nur hören wollte, hätte ihn hören können. Die junge Generation in Nordamerika ist nicht nur hellhörig, sie ist tätig geworden: Dennis Meadow, ich habe ihn kennenlernen dürfen, ist ein junger Mann!

Während die Schußfahrt der Welt immer schneller auf den Abgrund ihrer, in der Menschheitsgeschichte erstmaliger Existenzprobleme zugin, konsolidierte sich in Gießen die Universität, wurde für die Botanik das erreicht, was uns 1952 als Ziel und Hoffnung vor Augen gestanden hatte. Über das Erreichte hat Herr v. Denffer, auch wieder in den Hochschulblättern, zweimal berichtet, 1959 über den damals 350 Jahre alten Botanischen Garten, 1961 über das neue Botanische Institut anläßlich seiner Einweihung. Da ich die Frage gar nicht zu stellen brauche, wer in diesem Auditorium diese Aufsätze kennt, geschweige denn, wem ihr Gehalt gegenwärtig ist, kann ich nur empfehlen, sie sich aus dem Anlaß des heutigen Tages herauszuholen und sie zu lesen.

Beide Aufsätze berichten, mit einem Teilaspekt, von der regenerierten Universität. Die war so geworden, daß wir glaubten, sie im Jahre 1959 *Theodor Heuss* als einem geistig überragenden Exponenten der Bundesrepublik und dem »Advisory Committee on Research in the Natural Sciences Programme« der UNESCO, als einem Verantwortungsträger für die Welt, vorweisen zu können.

Das geschah, bei allen uns noch bewußten Mängeln, mit einem gewissen Stolz. Aus der Armut heraus waren wir gewiß nicht reich geworden, aber — solide! Wir hatten eine Universität von menschengerechter Größe. Es hätte der Mahnung des Wissenschaftsrates nicht bedurft, 2000 Studenten seien das Äußerste, was wir aufnehmen dürften — wie froh waren wir, eine kleine Universität zu sein, wie betont wollten wir es bleiben. Denn nur dann konnte das gelingen, was zu realisieren uns vorschwebte: Eine Universität zu schaffen, die etwas ganz anderes zu sein hätte als nur ein Apparat zur Vermehrung und zur Verkündung des Wissens von der Welt. Eine Universität, die mit innerer Resonanz alle sie tragenden geistigen und moralischen Kräfte vereinigen könnte auf das Ziel einer Vermehrung, einer Vertiefung der Verantwortung vor unserem Wissen von der Welt. Eine Bildungsstätte nicht nur von Funktioniären für die Maschinen, die gnadenlos Bedienung fordern, sondern von Mutträgern, die dem Aufstand unserer technischen Sklaven sich zu stellen bereit wären und zugleich fähig, vor ihm, mindestens, die Festung einer humanen Existenz des Organismus zu halten, der sich selbst, früher einmal, »sapiens« getauft hat.

Gegenüber dem, was heute ist, erscheint das, was damals war, fast wie eine Idylle. Gegenüber dem, was heute ist, wird die Idylle zum Verbrechen, falls wir uns noch eine Würden gestatten wollen. Wenn wir die Gegebenheiten der Welt, so wie sie bis heute geworden ist, nicht zur Selbstleidversorgung miß-

brauchen wollen, so bleibt nur die Entschlossenheit, diese Gegebenheiten für eine neue, wenn auch wahrlich bisher unerhörte Herausforderung unseres Professorendaseins zu halten. Es bleibt nur die Entschlossenheit, uns dieser Herausforderung mit jeder uns nur möglichen Hingabe zu stellen; es bleibt nur der Mut zu uns selber.

Im Rückblick auf 22 gemeinsame Jahre eines Botanikers und eines Zoologen an einer Universität wird man diesen beiden nicht vorwerfen können, sie hätten die drohende Wolke, die auf uns zukam, nicht rechtzeitig gesehen und nicht rechtzeitig vor ihr gewarnt. Als Biologen sind sie auch am ersten dazu berufen, privilegiert, ja herausgefordert, weil sie den Weg des Lebendigen von seinen Uranfängen bis zum Menschen als ein reales Geschehen von so ungeheuerlicher Großartigkeit vor sich sehen dürfen, daß sie das Wort »Schöpfung« nicht zu scheuen brauchen.

Unser Wissen von der Schöpfung schafft keine moralischen Werte, aber es fordert sie heraus. Daß der Mensch ein Sittengesetz in sich haben kann, das ist ja die Krönung der Entwicklungsleistung des Lebendigen auf der Welt. Darf der Mensch vergessen, daß er so geworden ist ohne sein Zutun?

Aus diesem Grunde kommt unser heiliger Zorn, wenn wir sehen müssen, daß die Hybris der Machbarkeit den Respekt, nein die Ehrfurcht vor dem Unmachbaren zu tilgen sich anschickt, weil diese moralische Position dem frivolen Manipulieren an der Schöpfung höchst unerwünschte Grenzen setzen könnte. Lassen Sie mich dazu noch eine letzte Erinnerung vor dem Vergessenwerden retten, die uns beide, den Botaniker und den Zoologen, ganz persönlich betrifft.

Im Jahre unseres gemeinsamen Beginns, 1952, war unsere Fakultät noch klein. Sie hatte noch das menschengerechte Maß einer Gemeinschaft, innerhalb derer eine Konsonanz noch möglich ist. Das war gewiß keine Idylle, sondern ein Feld ehrlichen Ringens um die Sinnggebung von Forschung und Lehre zum Humanen hin.

Deshalb suchten wir nach einem Weg, wie wir es signifikant machen könnten, daß wir unsere Schüler nicht als Funktionäre, sondern als Verantwortungsträger in die Welt zu entlassen wünschten. Auf meinen Antrag hin hat damals unsere Fakultät einstimmig beschlossen, den Königsberger Doktoreid einzuführen, dessen Formel vielleicht auf *Kant*, jedenfalls auf *Kant'sche* Gesinnung zurückgeht.

1968, sechzehn Jahre später, kamen aus dem unterdessen verjüngten und zahlenmäßig sehr verbreiterten Gremium der Fakultät, anlässlich einer Neufassung der Promotionsordnung, Angriffe auf diesen, damals unseren Doktoreid: Wer solle denn die Einhaltung des Schwurs »unbeirrt von äußeren Rücksichten allein die Wahrheit zu suchen und zu bekennen«, wer solle denn die hier

geforderte Wahrhaftigkeit in der Lebensführung kontrollieren — so wurde ausgeführt.

Das Erschütternde für uns bei dieser Argumentation war, daß ihre Vertreter gar nicht gemerkt hatten, daß sie einem Einbruch aus der Denkweise der technischen Welt erlegen waren, nämlich dem Einbruch der für eine Maschine unabdingbaren Fremdkontrolle in die Freiheitssphäre des menschlichen Individuums.

Der Königsberger Doktoreid verlangt ein Gewissen als seelische Selbstkontrolle des Einzelnen. Das vor der immer chaotischer werdenden Welt so oft angerufene Weltgewissen ist ja nichts anderes als die Koordination der moralischen Kräfte von Gewissensträgern. Zahl und Einmütigkeit einer solchen Bruderschaft würden ihr Potential bestimmen.

Ein zweiter Einbruch geschah gleichzeitig und war nicht weniger kennzeichnend für den Schwund humaner Kategorien im Weltbild einer neuen Generation. Der Königsberger Eid spricht von der »Würde« des Doktorgrades, die vor jedem »Makel« bewahrt werden müsse. Die Opponenten waren ehrlich, wenn sie gestanden, weder der Begriff »Würde« noch der Begriff »Makel« bedeute ihnen etwas. So wurden beide gestrichen. Was übrig blieb war eine ausgeleerte Formel.

Es liegt doch offenbar eine zeitlose Weisheit in dem Bericht, Gott hätte die Erbauer des Turms zu Babel mit Sprachverwirrung bestraft. Sprachverwirrung und Sprachentleerung haben den gleichen Effekt: Man versteht einander nicht mehr!

Herr v. Denffer hat damals, von Zorn übermannt, die Sitzung verlassen. Er hat dann, ritterlich, in einem Brief an den Dekan sich dafür entschuldigt, zugleich aber seine, unsere Haltung noch einmal begründet.

Ich fände es schade, wenn dieses Dokument dem zehnjährigen Rhythmus der Aktenvernichtung zum Opfer fiele. Es könnte doch sein, daß einmal eine Zeit käme, in der man das Bedürfnis hätte, sich das dort Gesagte erneut zu Herzen zu nehmen, vielleicht in einer dann von der Weltentwicklung herbeigeführten äußersten seelischen Bedrängnis. Ich zitiere nicht Herrn v. Denffer, sondern den dort von ihm zitierten *Karl Jaspers*:

»Daher ist die Unwahrheit das eigentlich Böse. Die Unwahrheit von der Verschleierung bis zur blinden Lässigkeit, von der Lüge bis zur inneren Verlogenheit, von der Gedankenlosigkeit bis zum doktrinären Wahrheitsfanatismus, von der Unwahrhaftigkeit des Einzelnen bis zur Unwahrhaftigkeit des öffentlichen Zustandes.«

Was bleibt? Nehmen Sie, bitte, aus der Confessio eines Biologen, der als Professor alt geworden ist, auch noch entgegen, daß er zu dem, was Sie soeben hören konnten, sagen möchte: »Das Wort sie sollen lassen stahn!«

Und nicht nur dieses. Ein neuer Aspekt der Welt, wenn sie so bedrohlich geworden ist, kann uns in aller unserer Bedrohtheit auch helfen. Oikumene, die bewohnte Erde, ist durch Tehne klein geworden. So sind uns heute die edelsten Geistesblüten aller Völker der Erde zugänglich geworden — die Sprachverwirrung ist kein Hindernis mehr! Und wir gehen doch wohl nicht fehl, wenn wir glauben, daß das, was davon zu allen Menschen spricht, seinen Wert für die Bewahrung unseres Menschentums behalten könnte für alle Zeiten.

Im Bücherschrank von Herrn und Frau v. Denffer steht die »Tibetisch-Mystische Lebensweisung«. Ich zitiere Ihnen, zum Schluß, daraus das, was Herr v. Denffer seinem Bericht über die Einweihung des neuen Botanischen Instituts, 1961, vorausgestellt hat:

»Die edelste Arbeit des menschlichen Geistes ist die Erforschung der Werke seines Schöpfers.«

»Wer befiehlt dem Gras zu sprießen? Wer läßt das Korn wachsen? Kann die kleinste Fliege sich selber erschaffen? Oder hättest Du sie formen können, selbst wenn Du Gottes Macht kaum nachstündest?«

»Wer hat Gelehrsamkeit, wenn nicht der, der darüber nachsann?«

»Frömmigkeit gegenüber Deinem Gott und Wohlwollen gegenüber Deinen Mitgeschöpfen — sind das nicht Deine großen Pflichten? Was kann Dich die erstere so gut lehren wie das Studium seiner Werke; was kann das zweite Dich so gut begreifen lassen, wie das Erkennen Deiner Abhängigkeiten?«

Gratulor, tibi, Collegae, sexagenario!!